



1. Lohn der Hege — der gute Sechserbock / Zu nachstehendem Text

## Rehwild und Umwelt

### II. Rehwildringe — das Gebot der Gegenwart

VON ERNST SCHÄFER / MIT 4 PHOTOS

Wenn moderne Jagd angewandter Naturschutz ist und wir in möglichst gesunder Landschaft eine möglichst gesunde und artenreiche Tierwelt erhalten wollen, so haben wir auch dafür Sorge zu tragen, daß unser Rehwild an Körper und Gehörn stark bleibt, um nachhaltige Nutzung zu erzielen, wobei forstwirtschaftliche Schäden selbstverständlich tunlichst einzudämmen sind. Leider aber wird unser Rehwild aufgrund alter, aus der Feudalzeit stammender Tradition immer noch als Wildart minderen Ranges, also als „Niederwild“, betrachtet, obwohl es in Wirklichkeit doch schon seit einem halben Jahrhundert die einzige Schalenwildart des deutschen Durchschnittsjägers ist. Im Gegensatz zu Deutschland wird das Rehwild in Frankreich, Belgien und den angelsächsischen Ländern jedoch mit Fug und Recht zum Hochwild (Big game, Gros gibier) gerechnet, und in Schweden gar traf ich zahlreiche Jäger, die dem starken Rehbock vor dem großmächtigen Elchschaufler bei weitem den Vorzug gaben.

Unsere armen Rehe hatten jedoch das zusätzliche Pech, daß sich das Heer der Durchschnittsjäger bis zum heutigen Tage hinsichtlich Höhe des Rehwildbestandes jedenfalls noch keiner zielbewußten Führung unterwarf. Was also beim Rotwild, das von sachkundigen Forstleuten und erfahrenen Berufsjägern betreut wird, binnen weniger Dezennien gelang, blieb beim Rehwild aus, und seine Qualität sank in erschreckender Weise ab. Hohe Vermehrungsquote, ungeheurer Ausdehnungsdrang und seine schlechthin nicht mehr zu überbietende Anpassungsfähigkeit haben es be-

wirkt, daß unser gutes deutsches Reh von einem Bewohner des Waldes oder der Waldrandzone zu einer in jedem Kartoffel- und Rübenacker herumstehenden Schalenwildart der sogenannten „Kulturlandschaft“ geworden ist. Bestenfalls imponiert unser Rehwild also noch durch sein durchweg massenhaftes Auftreten.

Das alles könnte geändert werden, wenn sich diejenigen, die guten Willens sind, und denen die biologische Gesundheit unserer Rehwildbestände Herzenssache geworden ist, zu Interessen-Gemeinschaften, zu Rehwildringen zusammenschließen. Diese Notwendigkeit besteht um so mehr, als es auch heute noch vielerorten gewählte Repräsentanten gibt, die die Interessen der jagenden Menschheit zwar meisterhaft, diejenigen unseres Wildes jedoch mangels Einsicht in die biologischen Zusammenhänge nur sehr ungenügend zu vertreten wissen. Ich selbst habe im Verlaufe meiner Jägerlaufbahn eine große Reihe solcher Waidgesellen getroffen, die die grundlegenden Werke Riecks, Ueckermanns, Lettow-Vorbecks und anderer kaum vom Hörensagen kannten.

Hier sollte Wandel geschaffen werden. Also geht es gar nicht so sehr um die Frage der neuesten Forschungsergebnisse unserer berufenen Jagdwissenschaftler (die ja längst Gemeingut aller verantwortungsbewußten Jäger geworden sein sollten), sondern vor allem darum, wie die Erkenntnisse in der jagdlichen Praxis auch erfolgreich angewandt werden können. Diese praktische Anwendung endlich gewonnener Einsichten aber erfordert mindestens die gleiche

Mühe wie die Forscherarbeit selbst. Es klappt eine weite Lücke zwischen dem, was unsere Jagdwissenschaftler erarbeitet haben und der immer noch verbreiteten üblichen Jagdpraxis.

Nur allzu vieles, das von traditionsbewußten Waidmännern als „Tatsache“ oder „objektive Wahrheit“ verkündet wird, beruht lediglich auf voreingenommener und vager Spekulation. Hinzu kommt, daß alle echten Jäger abergläubisch sind und sich im magischen Halblicht zwischen Wissenschaft und Jägerlatein zuweilen am wohlsten fühlen. „Als Jäger lügen wir alle“, sagte mir einer unserer erfahrensten Jagdwissenschaftler einmal, „aber wenn es um die biologische Gesundheit unseres Rehwildes geht, dürfen wir es nicht.“

Trotzdem wird der seit Jahrzehnten eingefahrene Weg, der zugleich einer des geringsten biologischen Widerstandes ist, im Interesse des trophäenhungrigen Durchschnittsjägers immer aufs neue verteidigt und begangen werden. Hingegen ist zur Durchführung dessen, was wir als richtig erkannt und schon längst mit schönen Erfolgen angewandt haben, nur wenig Idealismus, sondern lediglich ein gesunder Realismus vonnöten. Ist nämlich das Kapital eines Rehwildrevieres erst einmal aufgebaut — und das geht bei den Rehen nach meinen Erfahrungen binnen weniger Jahre — so fallen dann auch genügend Zinsen in Form guter Trophäen ab. Nur während der ersten Jahre ist eine größtmögliche Zurückhaltung geboten.

Wenn ich daher in diesem und den folgenden Artikeln auf die einzelnen Wirkungsfaktoren und ihr intimes Zusammenspiel erneut eingehe und die unseren menschlichen Begriffen innewohnenden Fehlerquellen zu analysieren versuche, so geschieht dies ausdrücklich zum Zweck praktischer Nutzanwendung.

Die Zeit des Resignierens sollte jedenfalls endgültig vorbei sein! Endlich sind wir in der Lage, die Not zu wenden, denn endlich haben wir die Mittel in der Hand, die Qualität unseres Rehwildes zu verbessern — sofern wir nur ein Mindestmaß an Disziplin aufzubringen bereit sind und die notwendigen materiellen und zeitlichen Opfer nicht scheuen.

Auf die Gründung von Rehwildringen kommt es schon deshalb entscheidend an, weil die große Mehrzahl der Rehwildreviere sich in Händen von Pächtern befinden, die beruflich so stark in Anspruch genommen sind, daß sie mit den Problemen allein nicht fertig werden können. Sie gerade sind es, die der fachmännischen Beratung dringend bedürfen, damit in der Zukunft wenigstens die größten Fehler vermieden werden und die Nachbarreviere darunter nicht unnötig zu leiden haben.

Wie aber stellt man das an? Im günstigsten Falle finden sich die Revierinhaber eines Areals von 3000 bis höchstens 6000 ha zusammen, um die Grundlagen für die gemeinsam zu ergreifenden Maßnahmen zu erarbeiten und sich zu wechselseitigem Erfahrungsaustausch zu verpflichten. Hierzu

## 2. Sogenannte „ewig mittelmäßige“ und Durchforstungsböcke aus einem Durchschnittsrevier

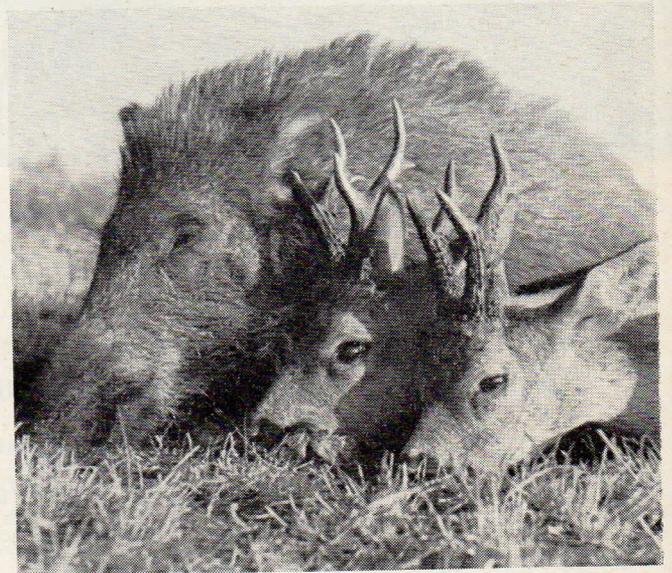


gehören neben Abschluß- und Fütterungsplänen auch gemeinsame Zählungen zu allen Jahreszeiten, gemeinschaftliche Revierbereisungen und interne Trophäen-Schauen, bei denen der Hauptwert allerdings auf nachsichtiger Belehrung liegen sollte.

Da es biologisch geschulte Berater, die den zuständigen Jagdbehörden zur Seite stehen könnten, noch kaum gibt, wird es in vielen Fällen notwendig sein, die Leitung der einzelnen Rehwildringe aufgeschlossenen Praktikern zu übertragen. Diese müßten jedoch soviel theoretisches Rüstzeug mitbringen und eine derartige charakterliche Standfestigkeit besitzen, daß sie gegen das längst eingefahrene und Althergebrachte in loyaler Gegnerschaft ihren Mann zu stehen vermögen. Der Kredit, den unsere jagdlichen Organisationen genießen, ist ja glücklicherweise so groß, daß es wohl überall möglich sein sollte, die zur Leitung der Rehwildringe geeigneten Persönlichkeiten zu finden.

Allerdings werden sich diese Waidmänner im Anfang sehr darüber wundern, wie viele fixe Ideen, Vorurteile und festgefressene Meinungen es selbst bei guten, alten Jägern zu beseitigen gilt. Es ist dabei jedoch völlig gleichgültig, ob jemand und wer „recht“ behält, denn richtunggebend allein müssen die sichtbaren Erfolge in den Revieren sein. Nicht auf graue Theorie, sondern auf die Praxis allein kommt es an.

Die Schwierigkeiten, die dem gemeinsamen Wirken mehrerer Revierinhaber und dem angestrebten Zusammenschluß ihrer Jagdbezirke entgegenstehen, sind zumeist rein menschlicher und in vielen Fällen sogar nur theoretischer Natur. Gutgemeinte Hegemaßnahmen scheitern daher häufig nicht allein an der Kleinheit der Reviere, sondern vor allem auch daran, daß die lieben Nachbarn nicht mitzumachen gewillt sind.



## 3. Zwei starke, etwa vierjährige Ernteböcke aus dem gleichen Revier nach dreijähriger Hegearbeit

Allein vom sprachlichen her sollte hier gründlicher Wandel geschaffen werden. Während man nämlich in den westlich und nördlich an uns grenzenden Ländern unter Jagdherren stets von „nachbarlichen“ Revieren spricht, heißt es im deutschen Sprach- und Sinngebrauch zuweilen leider immer noch „feindliche“. Wer das Gemeinsame, das Verbindende und Verpflichtende dabei nicht sieht, sondern den Nachbarjäger schon im vorhinein (und häufig sogar ohne ihn persönlich zu kennen) als veritabeln „Feind“ betitelt und behandelt, der kann schon deshalb nicht zum Ziele kommen, weil er seinem Nachbarn all' das Schlechte zutraut, das er zwar in sich selbst bekämpfen möchte, im Zweifelsfalle aber doch tut, wie z. B. die „feindliche Grenze“ mit Hochsitzen zu bepflastern oder dem „feindlichen“ Nachbarn die guten Grenzböcke vor der Nase totzuschießen.

Ändern können wir die menschliche Natur nicht, und der Jagdneid wird deshalb niemals auszurotten sein, weil beim Jagen zuweilen alle Dämonen losgelassen sind. Im übrigen müssen sich die Befürworter des neuen Weges auf die schlimmsten Dinge gefaßt machen, ja als „Rehwild-Vernichter“ abgestempelt und gebrandmarkt zu werden. Doch der-

artiges sollte niemand, dem es um die Sache geht, wirklich ernst nehmen. Schließlich verdanken wir es ja gerade unseren kreuzbraven jagdlichen „Alleswissern“, daß bei uns überall noch „muntere Rehlein springen“, während man in Asien, Südamerika und Afrika Hunderte, ja zuweilen Tausende von Kilometern zurücklegen muß, um des ersten Schalenwildes überhaupt ansichtig zu werden.

Die Gefahr, in Rehwildfragen aneinander vorbei zu reden, ist groß, solange die Grundbegriffe für die gemeinsame Arbeit in den Rehwildringen nicht geklärt sind. Gerade weil es der bewirkenden Kräfte so viele gibt, dürfen wir nicht in den Fehler verfallen, Einzelfaktoren herauszugreifen, um sie kategorisch für den Niedergang des Rehwildes in Mitteleuropa verantwortlich zu machen. Da es in der Natur nie ein Entweder — Oder, sondern immer nur das Sowohl — als Auch gibt, sind in Wahrheit ja immer Faktoren-Kombinationen im Spiel. Wir überlassen es daher gern den Wildbiologen, sie in Zukunft getrennt zu erfassen. Wir aber wollen als erstes die klassischen Wirkungsgruppen gegenüberstellen und kritisch beleuchten: Erbm a s s e und U m w e l t nämlich, über deren Bedeutung und hochwichtiges Verhältnis zueinander innerhalb der Rehwildringe im vorhin Klarheit herrschen sollte.

Was wird da alles an halben Wahrheiten verkündet. Man redet im Brustton der Überzeugung von „erblicher oder artlicher Degeneration, altersbedingtem Abbau der Keimsubstanz und Gefahren der Inzestzucht“; aber auch von „notorischen Artverderbern“ und dem „Ausmerzen schlechter weiblicher Erbräger“, die in ganz bestimmten Revierteilen herumgeistern sollen, und die man im Frühjahr als hochbeschlagene Ricken totschießen sollte, um gleich drei „schlechte Erbräger“ ins Jenseits zu befördern. Sodann aber wird auch häufig die Ansicht vertreten, man brauche mindestens zehn, wenn nicht noch mehr Jahre, um die „erbliche Regeneration“ des Rehwildes durch den sogenannten „Wahlabschuß“ herbeizuführen. Solche und andere Vorschläge wurden allen Ernstes in der Jagdpresse diskutiert, und man muß sich wundern, daß es Jagdwissenschaftler gibt, die noch Haare auf dem Kopfe haben.

Rekapitulieren wir doch einmal: Die enorme Variationsbreite unseres Rehwildes war zwar um 1900 schon bekannt, aber von seiner erstaunlichen umweltbedingten Anpassungsfähigkeit, die ihm erlaubte, in den verschiedenartigsten Lebensräumen nach Körper und Gehörn höchst unterschiedliche Schläge hervorzubringen, wußte man noch nichts. Da trat zu Beginn unseres Jahrhunderts Frhr. v. Raesfeld auf den Plan. Dieser große Reformator des mitteleuropäischen Jagdwesens forderte als erster biologisches Denken. Er verlangte, daß der Jäger an Stelle des von ihm ausgerotteten Großraubwildes Auslese-Funktionen zu erfüllen habe; er prägte das Schlagwort von der „Hege mit der Büchse“ und warnte vor übermäßiger Wilddichte.

Allerdings praktizierte man die Raesfeld'schen Methoden vorerst nur örtlich und mit geringem Erfolg, zumal es straffe jagdliche Organisationen noch nicht gab. Diese kamen mit dem Reichsjagdgesetz. Die Pflicht zur positiven Auslese und zum Wahlabschuß wurde obligatorisch, es gab Abschlußprämien und Pflichttrophäenschauen mit grünen und roten Punkten und vieles andere mehr. Doch alles dies brachte, beim Rehwild jedenfalls, keinerlei Erfolge, und so ist es, wie wir alle wissen, im großen und ganzen bis zum Jahre 1964 geblieben.

Nach unseren heutigen Erkenntnissen aber besteht kein Zweifel, daß wir in der Vergangenheit den Faktor „Vererbung“ viel zu hoch bewertet haben. Rein theoretisch haben die Alten natürlich recht, denn gutes oder schlechtes Erbgut ist nun einmal die Grundlage von allem. Aber in der rauen Praxis der Wildbahnen spielen die Umweltfaktoren, beim Rehwilde jedenfalls, die weit entscheidendere, das gesamte Erscheinungsbild prägende Rolle. Sie nämlich sind es, die ganz allein darüber entscheiden, ob sich eine so oder so geartete Erbmasse im Bilde des lebenden Bockes überhaupt zeigen, d. h. durchsetzen kann oder nicht. Das „Erbbild“ also tritt in Wirklichkeit überhaupt nicht in Erscheinung, es schlummert sozusagen im Verborgenen, während das „Erscheinungsbild“ des lebendigen Rehes, das wir im Revier vor uns haben, und das wir auf Alter und Erhaltungswert oder Abschlußwürdigkeit anzusprechen versuchen, einen einzigen Kompromiß darstellt, nämlich das Produkt der von seinen Eltern übernommenen Keimsubstanz und einer geradezu erdrückenden Vielfalt innewohnender verzahnter und verflochtener Umweltfaktoren, auf die das zarte, labile Reh viel empfindsamer reagiert als der robuste Hirsch, des-



4. Ein Erntebock aus gepflegter Wildbahn

sen „Aufartung“ ja auch überall von außerordentlichen Erfolgen gekrönt wurde.

Es ist daher ein Widerspruch in sich selbst, von der „Aufartung des Rehwildes“ zu sprechen, denn die art-spezifische Erbsubstanz, von der wir übrigens in Einzelheiten noch so gut wie gar nichts wissen, scheint uns, als Ganzes betrachtet, völlig in Ordnung.

Bestimmt nicht in Ordnung, ja sogar äußerst stümperhaft aber ist das, was wir Menschen mit den Rehen und unserer verarmten und immer mehr verarmenden Landschaft gemacht haben.

Um hier nur ein Beispiel zu nennen: Die norddeutsche Landschaft westlich der Elbe und nördlich des Harzes war zu Zeiten, als Luchs und Wolf das Rehwild noch kurz hielten, mit dichten Laubwäldern bedeckt, in denen Eiche und Birke die vorherrschenden Baumarten waren. Südlich dieser Linie in den fruchtbaren Lößebenen und anschließenden Hügellandschaften wurden die Eichen-Birkenwälder von noch weit üppigeren Eichen-Hainbuchenwäldern abgelöst. Erst längere Zeit nach dem Mittelalter führte man die spröde, doch höchst ertragreiche Kiefer ein, und die traurige, den Heidejägern so ans Herz gewachsene Kulissenlandschaft der heutigen Lüneburger Heide mit ihren Kartoffeläckern und Roggenschlägen, den Lupinenbreiten und Heideflächen entstand dadurch.

Doch noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts schrieb ein königlich-hannoverscher Forstmeister empört in sein Diarium: „Nun will man auch uns zwingen, diese ‚stinkenden‘ Bäume (die Kiefern) anzubauen. In Preußen soll es schon ganze Wälder davon geben.“

Mit dem Verschwinden von Wolf und Luchs und dem fortschreitenden Verdrängen der Eiche durch die Kiefer begannen erst Massenvermehrung und allmähliche Verkümmernung des nordwestdeutschen Rehwildes.

Alle Mitglieder von Rehwildringen sollten daher von der grundsätzlichen Erkenntnis ausgehen, daß die erblichen Anlagen der Rehe nicht nur in den zu Rehwildringen zusammengeschlossenen Arealen, sondern auch in den verschiedenartigsten Wuchsgebieten Europas annähernd gleich sind, und daß die unterschiedliche Stärke nicht erb- sondern umweltbedingt ist.

Hierauf haben insbesondere Lettow-Vorbeck und Rieck schon in einer Zeit, als solches ganz gewiß nicht opportun war, mit Recht und Nachdruck immer wieder hingewiesen. Sie waren die ersten, die schon 1938 eine Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung des deutschen Rehwildes begründeten, um in mutiger Tat der einseitigen Bevorzugung des Faktors „Erbmasse“ entgegenzutreten. Durch die damals eingeleiteten Naturexperimente auf den unseren Küsten

vorgelagerten Inseln konnte die Umweltabhängigkeit des Rehwildes unter sicheren Beweis gestellt werden. Die beiden genannten Verfasser haben in der von ihnen gemeinsam völlig neu bearbeiteten, fünften Auflage von „Das Rehwild“ von Raesfeld eindringlich auf solche Erkenntnisse hingewiesen. Doch kam es, da der Zeitgeist dem entgegenstand, dann nicht zur allgemeinen Annahme dieser Forschungsergebnisse. Also blieb bis in die Gegenwart hinein das Rehwild an Körper und Gehörn „degeneriert“.



Zeichnungen Rien Poortvliet

Auch das gehäufte Auftreten von Kümmerern in bestimmten Revieren oder gar Revierteilen, also auf denkbar kleinstem geographischen Raum, und das Vorkommen guter Böcke in immer wieder den gleichen Einständen läßt sich auf umweltliche, vorwiegend nahrungsbiologische, aber auch soziologische Einflüsse zurückführen. Daher sollte man der immer wieder gehörten Behauptung, daß es in diesen oder jenen Revieren oder Revierteilen auf Grund schlechten Erbgutes nur Kümmerlinge und Knopfspießer gäbe, mit großer Skepsis begegnen. Nicht in den Erbrägern, den Chromosomen und Genen nämlich, sind nach unserem Dafürhalten die „Sündenböcke“ zu suchen — sondern bei uns selbst. Die schlechte Qualität der Böcke und Ricken in armen Biotopen liegt vorwiegend an der mangelnden Äsung, den fehlenden Wildwiesen und nicht vorhandenen Winterfütterungen, also in Wirklichkeit an der beklagenswert geringen Anzahl verantwortungsbewußter und biologisch denkender Jäger, die vom Siechtum unserer Landschaft, die es vor allem gesund zu erhalten gilt, anscheinend noch nie im Leben etwas gehört haben.

Nein, die Güte unseres Rehwildes ist im denkbar höchsten Maße standortbedingt. Wir haben es vielfältig beweisen können, daß vitale, meist auch ein gutes Gehörn tragende Böcke, von denen wir hofften, sie auch den Sommer über reviertreu zu halten, nach Aufhören der Kraftfütterung aus ihren äsungsarmen Wintereinständen einfach in bessere Äsungsgründe abwanderten und den Schwachen und Kümmerlingen das Feld überließen. So also bilden unsere Rehe in der verarmten Landschaft allenthalben sogenannte „Kümm ermodifikationen“ aus. Diese Hungerleider (der Durchschnittsjäger nennt sie auch heute noch die „schlecht veranlagten“) durch Abschluß ausmerzen zu wollen, wie wir das jahrzehntelang brav und bieder getan haben, ist aber schon deshalb sinn- und erfolglos, weil eine „züchterische“ Beeinflussung unseres Rehwildes bisher noch niemals nachgewiesen werden konnte.

Da nun aber auch wir Menschen durch unsere „Umwelt“ geprägt werden, haben selbst wir Jäger das Kunststück fertiggebracht, unsere „Ethik“ an die von uns selbst verschuldeten Kümmerformen des Rehwildes anzupassen. Damit meine ich die Umkehr der das Rehwild betreffenden Wertmaßstäbe und unsere Hinwendung in Richtung auf das Monströse. Gilt doch das überwiegende Vorkommen von „Abschlußböcken“ heute in den meisten Revieren schon als durchaus normal. Die Pervertierung geht so weit, daß selbst gute Jäger der alten Schule verschrobene Widder- oder Korkenziehergehörnen vor gesunden und gut vereckten Sechserböcken den Vorzug geben. Kurz, wir haben es tatsächlich so weit gebracht, das Krankhafte zur Norm zu erheben und darüber hinaus noch mit „Hegebrüchen“ auszuzeichnen, während es doch gerade umgekehrt sein sollte: Die Inhaber der durch eigenes Versäumen heruntergewirt-

schafteten Reviere, in denen „Abschlußböcke“ nicht Ausnahme, sondern Regel sind, sollten — bildlich gesprochen — selbst mit dicken roten Punkten bedacht werden. Paradoerweise handelt es sich bei solchen Revierinhabern häufig sogar um die allerbesten „Hege“ d. h. „Erhalter“ im alten Sinne. Doch sagte ich schon in meinem ersten Beitrag, daß es in jenen Ländern, in denen man Waidgerechtigkeit und Wahlabschluß in unserem Sinne überhaupt nicht kennt, und die Järgilden weniger kategorisch denken, die weit besseren Böcke gibt.

Haben wir also mit altbewährter Gründlichkeit starr und stur durch die „Ausmerze schlecht veranlagter Stücke“ etwa nur Symptome bekämpft? Wieder war es Rieck, der das Übel erkannte, in dem er statt des „Wahlabschlusses“, den „Durchforstungsabschluß“ empfahl, weil nach seinen Worten „der früher bevorzugte Sechserabschluß“ gar nicht für Qualitätsverminderung verantwortlich ist und daher auch das umgekehrte Verfahren keine Besserung bringen kann.

So ist es! „Auswahl“ im Sinne der Darwin'schen Zuchtwahl, also echte Selektion ist beim Rehwild wohl nur in sehr beschränktem Umfange möglich, wo hingegen sachgemäße Durchforstung, also der scharfe Schnitt der jungen Geiltriebe und das rechtzeitige Wegnehmen des platzbehindernden Morsch- und Altholzes, in gerader Linie zum Erfolg führt.

Fassen wir zusammen: Die Erbsubstanz unseres Rehwildes ist mit hoher Wahrscheinlichkeit intakt. Es bedarf daher auch keiner kostspieligen „Aufordnungen“ aus Schweden oder „Aufostungen“ aus Polen, sondern lediglich angemessener Äsungs-, Siedlungs- und Familienverhältnisse, die wir klugen Menschen im Verlaufe der letzten Jahrhunderte in so hoffnungsloser Weise durcheinander gebracht haben.

Nur wer sich über die verblüffende Umweltabhängigkeit des Rehwildes im klaren und darüber hinaus auch bereit ist, konsequent danach zu handeln, kann auf Erfolg hoffen, der sich dank der Frühreife unseres Rehwildes glücklicherweise schon nach ganz wenigen Jahren einzustellen pflegt.

Wir jedenfalls haben es in typischen nordwestdeutschen Kiefern-Heiderevieren, die für ihre „minderwertige“ Rehwildqualität und das fast völlige Fehlen von Sechserböcken bekannt waren, binnen vier Jahren dahingebracht, daß es dort heute pro hundert Hektar mindestens einen regelmäßigen und gut verdeckten Sechserbock gibt. Die



Hebung der Qualität unseres Rehwildes ist also keine Zuchtfrage und kein Vererbungsproblem, sondern vorwiegend eines des zahlenmäßig genügend hohen und richtig durchgeführten Durchforstungsabschlusses, mit dem sowohl Wilddichte wie das Geschlechterverhältnis und der Altersklassenaufbau zu regeln sind und, ebenso wichtig, einer sachgemäßen Fütterung. Diese Fragen sollen in weiteren Beiträgen ausführlich behandelt werden.